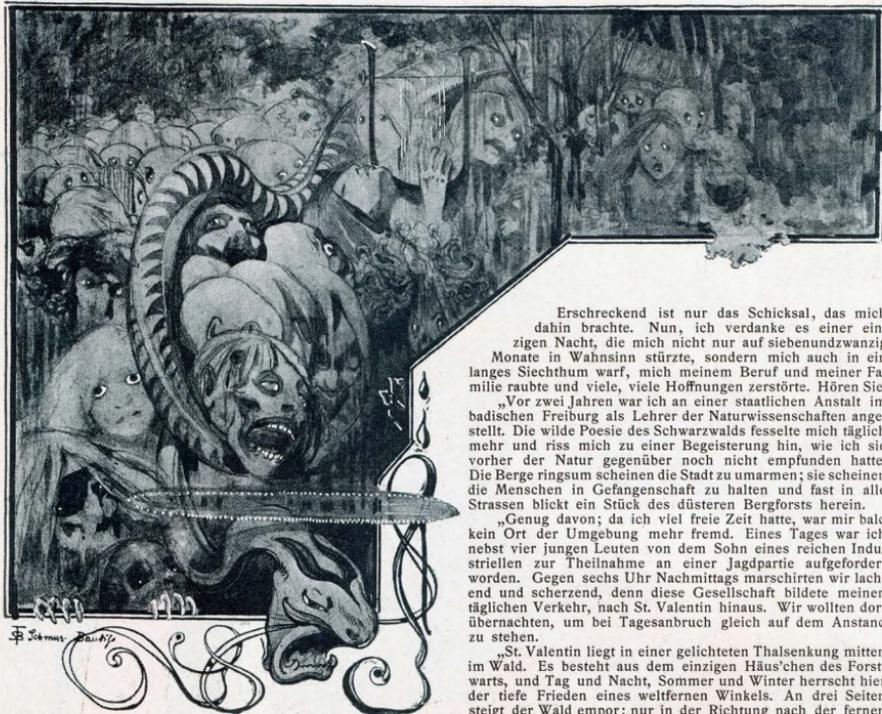


JUGEND





Finsterniss.

Von Jakob Wassermann.

Ich sass an einem schönen Herbstabend fröstelnd im Wartsaal einer kleinen Station, einige Stunden nördlich der Stadt, als meiner Einsamkeit durch das Erscheinen eines breitschulterigen, muskulösen Fremden ein Ende bereitet wurde. Seufzend stellte der Ankömmling seinen Koffer auf einen der Tische und rieb sich die erstarrten Finger, während er mit schweren, wuchtigen Schritten auf und ab ging. Ich fand es leicht, mit dem Fremden ein Gespräch anzuknüpfen, und da ich mich gelangweilt hatte, war mein Benehmen um so liebenswürdiger. Person und Wesen meines neuen Bekannten schienen mir den Stempel der Nüchternheit und Alltäglichkeit zu tragen; aber bald fiel mir in seinem Mienen- und Gebärdenenspiel jene Nervosität auf, die man sonst nur bei Künstlern findet; auch liessen mich einige absichtlich räthselvolle Anspielungen auf ein seltsames Schicksal schliessen. Ich wurde neugierig und gleichwie ich es mühelos gefunden hatte, das Gespräch in Gang zu bringen, traf auch die Befriedigung meiner Neugierde auf wenig Hindernisse. Ja, es schien, als suchte der Fremde eine Aussprache, und es war mir, als gewahrte ich ein Lächeln der Befriedigung auf seinen Lippen, als unser Gespräch so weit gediehen war, dass es nur zwei Möglichkeiten gab: entweder jenes vielsagende Verstummen, das den Sturm schwerer Gedanken verräth, oder den offenen Bericht der Schicksale. Mein neuer Bekannter wählte das Letztere und da es bis zur Ankunft des fahrplanmässigen Zugs noch lange dauerte, begann er also:

„Wie Sie mich hier sehen, komme ich direkt aus dem Irrenhaus. Erschrecken Sie nicht, ich bin nicht entsprungen.

Erschreckend ist nur das Schicksal, das mich dahin brachte. Nun, ich verdanke es einer einzigen Nacht, die mich nicht nur auf siebenundzwanzig Monate in Wahnsinn stürzte, sondern mich auch in ein langes Siechthum warf, mit meinem Beruf und meiner Familie raubte und viele, viele Hoffnungen zerstörte. Hören Sie.

„Vor zwei Jahren war ich an einer staatlichen Anstalt im badischen Freiburg als Lehrer der Naturwissenschaften angestellt. Die wilde Poesie des Schwarzwalds fesselte mich täglich mehr und riss mich zu einer Begeisterung hin, wie ich sie vorher der Natur gegenüber noch nicht empfunden hatte. Die Berge ringsum scheinen die Stadt zu umarmen; sie scheinen die Menschen in Gefangenschaft zu halten und fast in alle Strassen blickt ein Stück des düsteren Bergforsts herein.

„Genug davon; da ich viel freie Zeit hatte, war mir bald kein Ort der Umgebung mehr fremd. Eines Tages war ich nebst vier jungen Leuten von dem Sohn eines reichen Industriellen zur Theilnahme an einer Jagdpartie aufgefordert worden. Gegen sechs Uhr Nachmittags marschirten wir lachend und scherzend, denn diese Gesellschaft bildete meinen täglichen Verkehr, nach St. Valentin hinaus. Wir wollten dort übernachten, um bei Tagesanbruch gleich auf dem Anstand zu stehen.

„St. Valentin liegt in einer gelichteten Thalsenkung mitten im Wald. Es besteht aus dem einzigen Häuschen des Forstwarts, und Tag und Nacht, Sommer und Winter herrscht hier der tiefe Frieden eines weltfernen Winkels. An drei Seiten steigt der Wald empor; nur in der Richtung nach der fernen Landstrasse zieht sich eine Mulde hinab gleich dem vertrockneten Bett eines Baches. — Wir liessen uns an einem der Tische des kleinen Hausgartens nieder; der Waldhüter begrüsst uns mit jener biedereren Herzlichkeit, welche den Schwarzwäldlern eigen ist.

„Schon begann die Sonne hinabzusinken; wir sahen sie freilich nicht, aber die Baumkronen schienen geblendet in die überwältigende Gluth des Firmaments zu blicken. Ueber uns lag ein mattblaues Stück Abendhimmel, und wenn man lange hinaufstarrte, konnte man das fahle Funkeln winziger Sterne gewahren. Der letzte Windhauch war entschlummert, aus den Tiefen des Waldes schaute uns die Dämmerung entgegen wie mit lebenden Augen. Der Ruf eines Kärrners schallte bisweilen von der Chaussee herauf, verschleiert wie durch Mauern. Wir alle waren still geworden; die einen aus Müdigkeit und Stumpfheit, die andern wie in der halbbewussten Empfindung eines Geheimnisses rings um sie, für dessen Wahrnehmung sie sonst blind gewesen.

„Eine Purpurfuth stieg längs der Mulde herauf und die braunen, rissigen Stämme färbten sich durchscheinend roth, als wären sie im Feuer vergoldet. Das Moosgrün, das Grün der Blätter, des Grases schien satter, blendender, glühender, und dabei wurden wir alle bedrückt von der Dunkelheit, die im Walde schlief, und die uns wie etwas Körperliches erschien, in dessen Willen es stand sich zu bewegen, sich über uns zu stürzen wie ein Raubthier und uns zu vernichten. Ich glaube fest, dass fast alle Andern dieses Gefühl mit mir theilten: wie wenn es nun in der Macht des grossen, weithingedehnten Waldes läge, sich zu rächen für all die Frevel, die wir an seinen Geschöpfen verübt.

„Nun fing ein Kukul an zu rufen. In Pausen von zehn bis zwanzig Sekunden erklang sein lockender, etwas schmeichler-

ischer und geheimnisvoller Schrei. Es war, als rief er unser Unterhaltungsbedürfnis wieder wach. Einige unter der Gesellschaft sahen sich an, lächelten erstaunt und begannen dann zu schwätzen: — etwas eilig, als schämten sie sich ihres Schweigens.

„Bald geriet das Gespräch auf einen Gegenstand, der uns am meisten zu beschäftigen pflegte: eine Russin, die zum Sommeraufenthalt in einer Villa am Fusse des Brombergs wohnte, und die auch mich lebhaft interessierte. Sie war weder schön, noch war sie jung; auch einen Ueberfluss von Geist besass sie nicht. Trotzdem, weiss der Himmel wie es gekommen war, hatten wir alle sechs uns ein wenig in sie verliebt. Freilich hatte sie eine zigeunerische Art, das Leben leicht zu nehmen und sich um das Gerede der Welt den Teufel zu scheeren. Sie besass jene naive Koketterie, vor der weder Philosophie noch Menschenkenntnis Stand hält; alles das löst sich in ein Lächeln auf.“

„Ich könnte Ihnen nun jedes Wort berichten, das in unserm Kreise fiel. So etwa muss der Mörder jede Einzelheit vor seiner That in der Phantasie bewahren. Freilich, diese zwei Jahre waren eine lange Nacht und mir ist, als wäre ich gestern dort gesessen unter den dunklen Stämmen des Schwarzwalds.“

„Wir könnten eigentlich eine Gesundheitsaft an sie abschicken“, grunzte Jost Besenhardt, der fette Bureauchef einer Aktiengesellschaft. „Ich bitte Euch, eine halbe Stunde Wegs und ihr könnt Euch ihre Gunst ersmelzein . . .“

„Da sprang ich auf. „Ach was, Kinder, ich geh“ rief ich erhitzt und schlug mit der Faust auf den Tisch. Ich verstehe nicht, wie ich dazu kam, ein solch aberwitziges Vorhaben auszuführen. Aber es packte mich wie ein Rausch. Es war durchaus nicht Verliebtheit, die mich dazu trieb. Die seltsamen, harzigen, weichen Düfte des Abends mussten mich narkotisiert haben. . . . Erst lachten sie alle; dann schrieben sie bunt durcheinander: es sei Unsinn, ich würde mich verirren; ich kannte die Nacht des Waldes nicht, — aber sie schrien umsonst. Ich hatte dafür ein heiteres und sorgloses Lachen, das all' ihre Einwürfe zurückwies. Meine Begierde stieg vielmehr, wie bei einem Menschen, den man abhalten will, vergrabene Schätze zu heben. Nie war mir eine Sache so ernst gewesen. Ja, ich empfand es wie eine berechtigte Auflehnung gegen die blinden Mächte der Natur, als wäre hier Gelegenheit, Stärke und Muth gegen ein verstandloses Walten der Elemente in's Feld zu führen. Kurz, was soll ich noch sagen, ich ging. Schliesslich wurden sogar die Andern von meinem Feuer angesteckt. Wussten sie doch, dass die Russin solch tolle Streiche liebe. Es war acht Uhr; spätestens um zehn wollte ich zurück sein. Ich rechnete dabei mit der Dunkelheit, da ich bei Tag kaum eine Stunde gebraucht hätte, den mir wohlbekanntem Weg um den Berg zurückzulegen.“

„Als ich das Gärthen verliess und mich dem Walde näherte, ergriff mich eine Angst, die jedoch kaum länger als ein paar Sekunden andauerte: gerade wie wenn man eine Saite berührt, so dass sie noch in leisen Schwingungen nachzittert. Als ich den braunen, weichen Waldweg betrat, umgab mich die Dämmerung, und zusehends sank Schatten auf Schatten, dunkel und dunkler herab. Sie wälzten sich her und verbreiteten sich wie die Fluthen eines überquellenden Stromes, nur dass nichts davon zu hören war. — Ich konnte den Weg vor mir noch sehr gut erkennen, doch verengerte sich mein Gesichtskreis immer mehr und mehr, gleich als würde eine unsichtbare Lampe langsam niedergeschraubt. Der Kukuk hatte aufgehört zu rufen, und es war so still, wie es auf dem Grund des Meeres sein muss. Anfänglich hatte ich bisweilen



Gezeichnet von F. Hass.

glitzernde, blutrothe Brandstreifen des weltlichen Himmels durch die Stämme wahrzunehmen vermocht, aber das hörte auf, als ich tiefer in den Wald drang, wie überhaupt jede Farbenabtönung ringsumher erstarb.“

„In vielen Krümmungen wand sich der Weg, nur wenig ansteigend, nur selten sich senkend. Oft bildete der Pfad einen ganz scharfen Winkel, zwischen dessen Schenkeln ein kleines Waldthai wie eine Schale lag, während an der Spitze der Berghang emporstieg in's Dunkle des Abends. Dann hörte ich die Kirchenglocken von Güntersthal und stand still, den Klängen lauschend, die wie fromme Melodien halblaut durch die Lüfte zogen.“

„Doch jetzt wurde es immer finsterner. Und immer dichter schlossen die Baumkrone ihr Laubdach über mir zusammen, und immer enger standen die schlanken hohen Stämme beieinander, als hätten sie plötzlich begonnen zu wandern, als fürchteten sie einen Verräther zwischen sich, den jsie nicht entinnen lassen durften. Der Abendsegen war zu Ende geläutet und ein Schweigen lagerte rings, wie ich es niemals im Leben sonst empfunden habe. Die dürrn, abgelegnen, rothen Blätter auf dem Walddreiech, die ich bis vor wenigen Minuten noch zu sehen vermocht hatte und die mir in dem unbestimmten Licht wie ein endloses Korallenlager erschienen waren, umhüllten sich jetzt völlig mit dem schwarzen Mantel der Nacht.“

„Ich stand still, ich lauschte. Mein Herz klopfte rasch und hörbar. Aber als ich das einträgliche und angenehme Geräusch meiner Schritte nicht mehr vernahm, überfiel mich eine starke, ausdauernde Furcht. Ich fing an rascher zu gehn, aber bald stand ich wieder lauschend. Ich überlegte, ob ich nicht umkehren sollte, aber noch waren die Vorstellungen von dem Hohn der Freunde so lebhaft in mir, dass ich mich vor Scham eröthnen fühlte. . . . Instinktiv suchte ich nach Streichhölzern in den Taschen: ich hatte nicht eines bei mir. Und es ward immer noch finsterner. Erschreckt gewahrte ich, bis zu welcher Grenze die Tiefe der Nacht gehen könne. Noch niemals hatte ich diese, die eigentliche die gewaltige Finsterniss erschaut. Die Finsterniss, die es unmöglich macht, die eigne Hand zu sehen, die dem Körper alle Sicherheit der Bewegung raubt, das Athmen erschwert. . . . Die Nacht hatte ich nie anders als in der milden und wohlthuedenden Dämmerung eines freien Himmels erblickt: — diese Nacht war mir fremd. Sie erfüllte mich mit Grausen, mit Entsetzen. Ich fühlte etwas Schweres auf meinem Schädel lasten: das war die Finsterniss.“

„Aber nun entdeckte ich, dass ich vom Weg abgekommen, und schon zwischen den Stämmen umherirrte. Ich blieb stehen und von den Füssen zog eine widerwärtige Kälte über meinen Körper. Mir war, als sei ich soben aus dem Bad gestiegen und nassen Leibes in die Kleider gestürzt. Ich wagte nicht zu rufen. Was hätte es auch geholfen, zu rufen? Freilich, nicht die Einsicht in die Nutzlosigkeit hielt mich davon ab, sondern ich fürchtete mich. Die Finsterniss schien mich zu umarmen, ja, sie schien sich anzufühlen; mir war, als ob ich sie greifen könne, wie man ein Stück Sammt mit den Fingern greift. Der ganze Wald nahm für mich das Wesen einer Person an, ausgerüstet mit teuflischen Mitteln, einen Menschen zu Grunde zu richten.“

„Ich hörte ein Rascheln im Laub, wie von hurtigen Tritten, ein Knacken der Zweige, wie wenn sich Jemand vom Boden aufrichtete; und meine Glieder begannen heftig zu zittern. Wohl sagte ich mir, — und ich sagte es mir vielleicht hundertmal: das ist ein Reh, irgend ein scheues Waldthier . . . Aber mein Gemüth war nicht mehr empfanglich für eine vernünftige Deutung . . . ich umfasste mit den Armen einen herab-



Originalzeichnung von O. Seitz.

hängenden Ast und biss die Zähne in's Holz, um zu verhüten, dass ihr Klappern hörbar würde.

„Auf einmal aber sah ich Licht. Wenn ich sage, dass alle Funktionen des Blutes plötzlich stockten, so sage ich zu wenig. Mein Herz hörte auf zu schlagen, in meine Augen drängte sich eine heisse Nässe, die den Blick gleichsam verhängte. Mit den Füssen fühlte ich mich nicht mehr auf festem Grund stehend, mir war, als schwebte ich in freier Luft. Ueber die Haut des Rückens liefen blitzschnelle, eisigkalte Schauer und der Gaumen war trocken wie Leder. Dort drüben, als ob es aus dem Berg hervorquöllte, funkelte ein eigrosses, silberbleiches, schwankendes Licht. Ich stürzte fort. Ich hörte Gemurmel und Geraschel und Gezischel hinter mir; ich fühlte Fäuste an meinem Nacken, die mich weiterstossen, und als ich mich umzuwenden wagte, sah ich immer noch das Licht. . . . Und ich betete!“

„Sie werden freilich lächeln, wenn ich Ihnen die Quelle dieses schuphaften Lichtes angebe. Doch mir verschaffte es nur kurze Erleichterung, als ich fand, dass es der Mond war, von dem ein kleiner Ausschnitt durch ein Loch zwischen den Blättern fiel, sodass es aussah, als hänge eine bleiche Ampel dort. . . . Sie dürfen nicht glauben, dass ich eine surtsame Seele sei, ein mattes, schreckhaftes Herz besitze. Nein, im Gegentheil, ich war stets ein sehr thatkräftiger und mutiger Mensch. Aber diese Finsterniss lähmt alle Urtheile, alle Vernunft, alle Besonnenheit, alle Kräfte. Es ist die Finsterniss des unendlichen Raums, die das Leben erstickt, den Organismus zerstört. Doch hören Sie weiter!“

„Ich kam nun auf einen breiten Fahrweg und über mir stand der klare, wolkenlose Himmel. Es war, als ob ich in den lichten Tag hinausgetreten wäre. Ich konnte über die Baumwipfel, die am Abhang standen, hinausblicken auf eine Landschaft, die begraben war in nächtlicher Dämmerung. Den Horizont umsäumte wie ein schmales Band das letzte ersterbende Roth des Sonnenuntergangs: tief und düster, glanzlos und verschwommen zog es hin, den Rand der fernen Berge kaum berührend. Aber ich hörte keinen Laut, eine so bedrückende Stille war in aller Gotteswelt. Kein Hund bellte, keine Glocke tönte, kein Stundenklang an mein Ohr: nichts! Der Mond stand seitwärts hinter-dem Wald, und er war es, der diese graue, nebelhafte Dämmerung über alles Land warf.“

„Ich wusste nicht, wo ich mich befand. Lange zögerte ich weiter zu gehen, aber endlich beschloss ich doch den gefundenen Weg zu verfolgen. Und nur zu bald musste ich diesen Entschluss bereuen. Hätte ich mich doch dort niedergeworfen in das Moos, in's dürre Laub und wachen Auges das Morgenroth erwartet!“

„Wieder schlossen sich die Kronen über mir. Und als ich umkehren wollte, von Grauen erfasst, gerieth ich auf einen ganz falschen Weg.“

Den Irrthum nicht gewahrend, schritt ich weiter und immer weiter wie der arme Flüchtling des Märchens und schliesslich verlor ich wieder den Pfad unter den Füssen. Mit der Stirn stiess ich an einen Stamm und ich jammerte auf vor Schmerz. Der Berg neben mir schien verschwunden, denn nach welcher Richtung ich mich auch wenden mochte, der Boden blieb eben. Bald fiel ich über einen Stein und riss mir die Hände wund, bald zerrissen die Dornen das Fleisch meiner Wangen.“

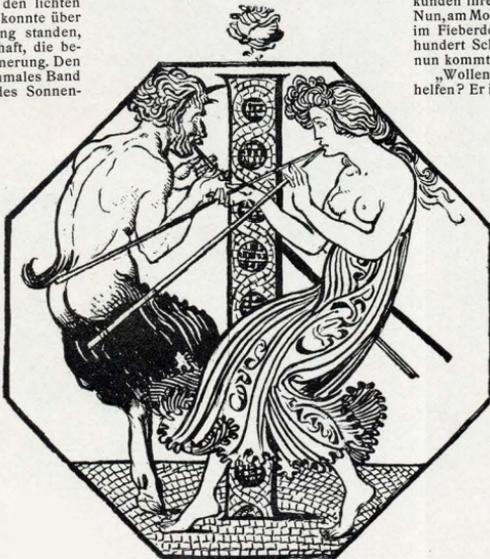
„Und dann beschloss ich, mich niederzulegen. Ich wollte das Umherirren aufgeben und auf das Licht des Tages harren. Ich warf mich auf den trocknen, warmen Waldboden und schloss die Augen. Zuerst verursachte mir die ununterbrochene Stille eine quälende Unruhe und ich wagte mich nicht zu rühren. Ich zog meine Tasenuhr und laschte ihrem monotonen Ticken. Aber während ich sie noch am Ohr hielt, stand sie still. Werden Sie es glauben, dass dieser kleine, ja lächerliche Umstand mich in solch wahnsinnige Aufregung versetzte, dass ich dalag, in Schweiss gebadet und immer noch horchte. . . . horchte, ob es denn möglich sei, dass dies Räderwerk dem lähmenden Einfluss der Finsterniss unterlegen. . . . Und nun sah ich ein blutrothes Gesicht vor mir, das sich abhob aus dem dichten Dunkel wie ein Blutropfen auf schwarzer Seide. Und gleich daneben noch eines, aber mit grünlicher Färbung und noch eins. . . . noch eins. . . . noch eins. . . . Sie tanzten um mich herum, bliesen mir ihren Hauch in's Gesicht. . . . Und da hörte ich auch reden. . . . Worte, schwer hervorgegallte, wie hingeseutzt, wie durch eine Schicht Erde hindurchgesprochen. Und die Nacht starrte mich an, so grausam und unbarmherzig: ich fühlte deutlich, wie sich die

Finsterniss an meine Brust andrängte, wie ich die Lider schliessen musste unter der Gewalt. Und da sprang ich auf und griff mir an den Kopf und wimmerte, wimmelte. . . . Gestalten stiegen rings aus dem Erdboden und sahen mich an. . . . Nein, das waren keine Hallucinationen, das war! . . . Das sind Dinge, von denen wir nichts wissen, von denen wir nichts wissen werden, bis das Ende gekommen ist und die ewige Finsterniss.“

„Was soll ich Ihnen noch weiter sagen? Ich bringe es kaum über mich, dieses Letzte zu schildern, diesen letzten Schrecken, der mir den Verstand geraubt. Sehen Sie, wenn Sie in nächtlicher Einsamkeit vor Ihrem Bett sitzen, und ein Stuhl, der vor Ihnen steht, fängt plötzlich an, sich von selbst zu bewegen, und er steht dann von selbst auf dem Tische, ohne dass Sie nur die Hand gerührt haben, so mag Ihr Entsetzen vielleicht ein ähnliches sein. Da scheint der ganze Körper zusammenzuschumpfen, man fühlt nichts mehr an sich, wo man histast, greift man ins Leere, Haut und Fleisch sind Luft geworden für die Zeit dieses Schreckens. . . .“

„Wie ich nun so stand, noch zitternd von all dem Ausgestandenen, fällt plötzlich ein heller, gleissender Lichtkegel hinein in die Tiefen des Waldes. Ich sah es mit denselben Augen, mit denen ich jetzt dieses Fenster sehe. Niemand kann sagen, ich hätte geträumt, oder mein Auge, meine überhitzte Phantasie hätte mich betrogen. Nein, ich sah es deutlich und die Kraft der Erinnerung an das unverlöschliche Bild des plötzlich erleuchteten Forstes' ersticken jeden Zweifel in mir. Es war, wie wenn die Erdrinde zu Glas geworden wäre und die Feuersbrünste, die im Innern des Planeten wüthen, hätten für die Dauer von zehn Sekunden ihren Schein heraufgeworfen. . . . Nun, am Morgen fanden mich meine Freunde im Fieberdelirium. Ich lag am Waldrand, hundert Schritte von St. Valentin. . . . Ah, nun kommt ja auch unser Zug schon.“

„Wollen Sie nicht meinen Koffer tragen helfen? Er ist gar zu schwer. Was ich sagen wollte: wenn Ihnen einmal Jemand zu viel von der Poesie des Waldes reden sollte, versäumen Sie nicht, ihn ein klein wenig abzukühlen.“



Originalzeichnung von J. Diez.

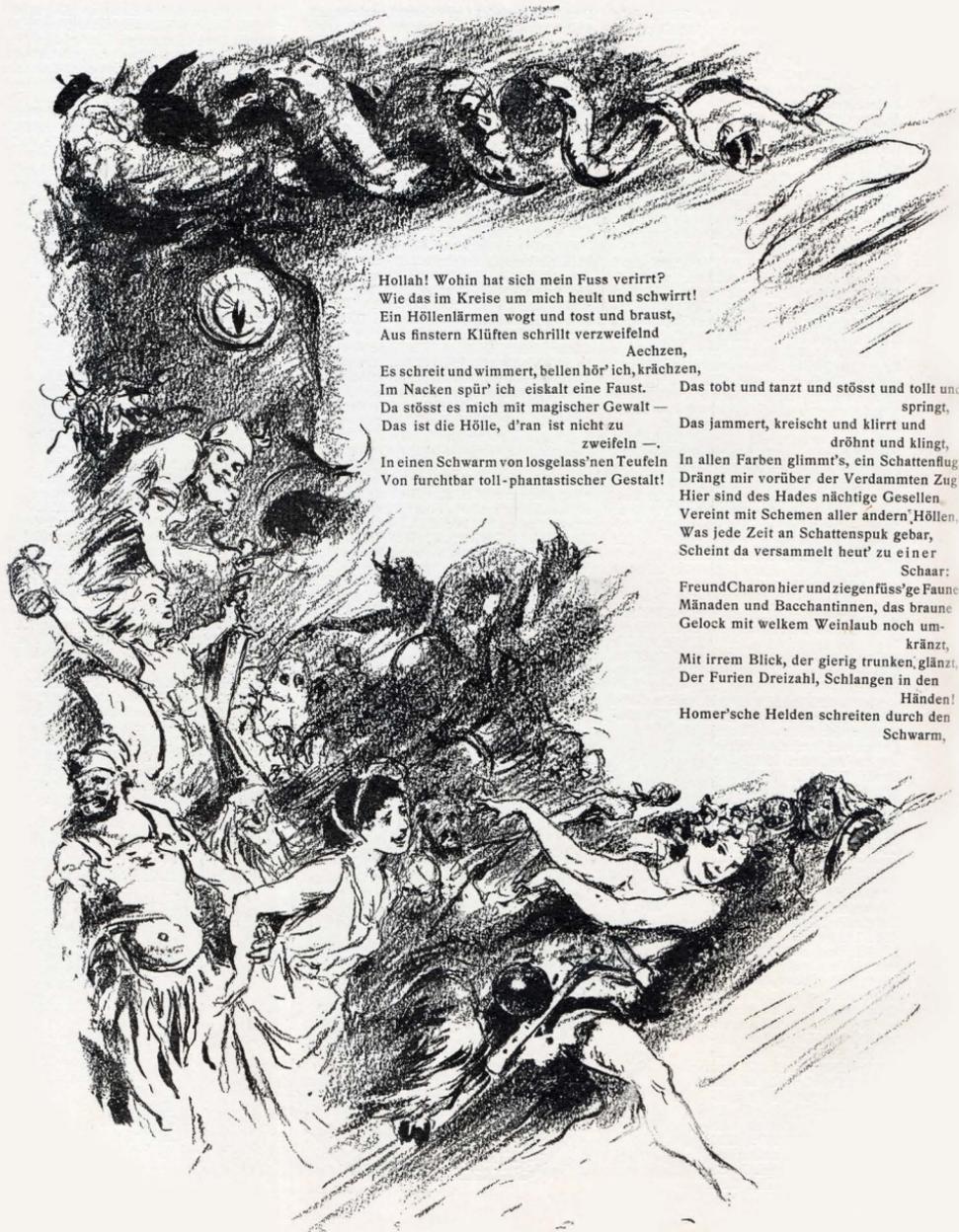
Das andre Land.

Willst Du glücklich sein?
Komm ich will Dich führen.
Hinter blauen Bergen
Drüben liegt das Land.
Lächle, lichte doch!
Sollst die Sonne spüren.
Gib mir Deine Hand nun;
Lass uns glücklich sein!

Oh, das Land ist schön:
Lauter stille Hügel;
Voller blüh'n die Wiesen,
Wo wir beide geh'n.
Und Dir ist so leicht,
Glaubst, Du trügest Flügel,
Oh, Du fühlst Dich mitten
In den Himmel hinein —

Komm!

FRANZ EVERS.



Hollah! Wohin hat sich mein Fuss verirrt?
 Wie das im Kreise um mich heult und schwirrt!
 Ein Höllenlärm wogt und tost und braust,
 Aus finstern Klüften schrillt verzweifelt

Aechzen,

Es schreit und wimmert, bellen hör' ich, krächzen,
 Im Nacken spür' ich eiskalt eine Faust.
 Da stößt es mich mit magischer Gewalt —
 Das ist die Hölle, d'ran ist nicht zu zweifeln —

In einen Schwarm von losgelass'nen Teufeln
 Von furchtbar toll-phantastischer Gestalt!

Das tobt und tanzt und stößt und tollt und springt,

Das jammert, kreischt und klirrt und dröhnt und klinget,

In allen Farben glimmt's, ein Schattenflug,
 Drängt mir vorüber der Verdammten Zug!

Hier sind des Hades nächtliche Gesellen,
 Vereint mit Schemen aller andern Höllen,

Was jede Zeit an Schattenspuk gebar,
 Scheint da versammelt heur' zu einer

Schaar:

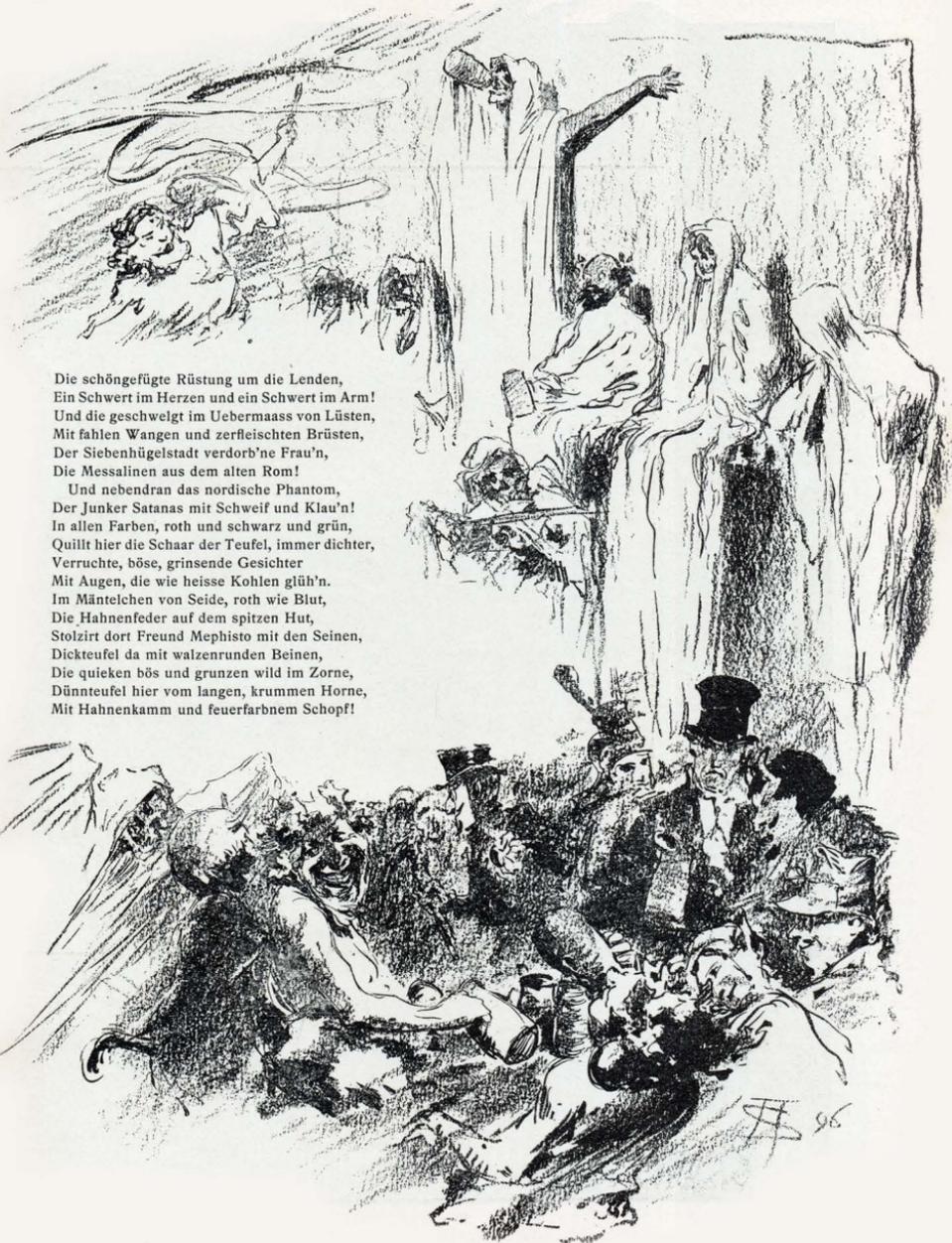
Freund Charon hier und ziegenfüß'ge Faune,
 Mänaden und Bacchantinnen, das braune

Gelock mit welkem Weinlaub noch umkränzt,

Mit irrem Blick, der gierig trunken, glänzt,
 Der Furien Dreizahl, Schlangen in den

Händen!

Homer'sche Helden schreiten durch den Schwarm,



Die schöngefügte Rüstung um die Lenden,
 Ein Schwert im Herzen und ein Schwert im Arm!
 Und die geschwelgt im Uebermass von Lüsten,
 Mit fahlen Wangen und zerfetzten Brüsten,
 Der Siebenhügelstadt verdorb'ne Frau'n,
 Die Messalinen aus dem alten Rom!

Und nebendran das nordische Phantom,
 Der Junker Satanas mit Schweif und Klau'n!
 In allen Farben, roth und schwarz und grün,
 Quillt hier die Schaar der Teufel, immer dichter,
 Verruchte, böse, grinsende Gesichter
 Mit Augen, die wie heisse Kohlen glüh'n.
 Im Mäntelchen von Seide, roth wie Blut,
 Die Hahnenfeder auf dem spitzen Hut,
 Stolzirt dort Freund Mephisto mit den Seinen,
 Dickteufel da mit walzenrunden Beinen,
 Die quieken böß und grunzen wild im Zorne,
 Dünnteufel hier vom langen, krummen Horne,
 Mit Hahnenkamm und feuerfarbnem Schopf!



ORPHEVS



EVRYDIKE

• UNTERWELT •

G. SCHMIDT-HELMRECHTS.

Da Hexen, schlottrig, wirren Haars und bleich!
 Und sich: Gespenster aus des Kirchhofs Reich
 Im langen Grabhemd, mit dem Todtenkopf —
 Wenn's zwölf Uhr schlägt, so müssen sie zu Bett —
 Die fiedeln dort — ein grässliches Sextett!
 Der Hackelberger und der Rodensteiner,
 Sie zechen, froh vereint an einem Tisch,
 Mit Satanellen, rosig voll und frisch —
 Und amüsiren sich wie unsereiner!
 Landsknechte, breite Wunden auf der Stirn,
 Selbstmörder, schreckhaft mit zerschelltem Hirn —
 Die Sünde selbst! mit schleppend schwerem Gange,
 (Bekleidet nur mit einer Riesenschlange)
 Mit bösem Blick nach Deinem Herzen zielend,
 Schleicht Dir vorüber; seine Leier spielend
 Mit herzzerreissend jammervollem Ach
 Sucht Orpheus seiner Eurydike nach.
 Und dort die lächelnde Armee des Bösen:
 Kokotten und Hetären, Balleteusen,
 Nach blöden Opfern suchend, die sie fingen
 Dem Satan in berauschemd Umschlingen!
 Und hier der Narrheit farbestoltes Heer,
 Unendlich, zahllos, wie der Sand am Meer.
 Pierrots und Clowns mit mehbestaubter Larve,
 Hanswurst — kurzum Narren jeden Stils!
 Und Dame Sphinx vom grünen Strand des Nils,
 Verrückte Wasserdichter mit der Harfe,
 Wilderschützen, furchterregende Verbrecher,
 Verruchte Spieler mit dem Würfelbecher,
 Ein blutgetränkter Geist, Napoleon —
 Der ärmste Schatten jetzt vor Pluto's Thron! —
 Aus tiefem Dunkel kalter Klüfte quellen
 Stets neue Horden scheusslicher Gesellen,
 Wie sie in vielen, vielen hundert Jahren,
 Aus Sündenlust zur Unterwelt gefahren. —
 Und — blick' um Dich! — so schrecklich wie die Wesen,
 Die es durchhollen, ist das Reich des Bösen!



Durch eine Pforte trittst Du ein mit Lachen —
 Sieh' näher zu! — es ist ein Höllenrachen,
 Mit unheilvollen Hauern droht es Dir.
 Wie eine weisse Steinwand ragt es hier —
 Du blickst's genauer an bei Mondenlicht —
 's ist eines Satyrs grinsendes Gesicht!
 Und dort, was steigt so schreckhaft in die Luft
 In rother Gluth aus düst'rer Felsenkluft?
 Unheimlich gross, versteinert starrt Dich's an
 Mit mühlsteingrossen schillernd grünen Augen —
 Flieh, guter Freund! Was soll der Anblick taugen! —
 Fasst Dich ihr Blick, so ist's um Dich gethan!
 Medusa's Haupt siehst Du zum Himmel ragen —
 Du weisst: Held Perseus hat ihr's abgeschlagen, — — —
 Furchtbarer Ort!

— — — Und doch: wenn's mich nicht trügt,
 Sind die Gespenster sämtlich recht vergnügt
 Und bei den Teufeln allen und Lemuren,
 Dem Hexenvolk, dem schwefelfuhlentstammen,
 Seh' ich der tollsten Narrenlaune Spuren!
 Und wär' die Gluth der Hölle noch so heiss,
 Der Steinkrug geht ja fleissig um im Kreis —
 's ist Mummenschanz! Und mit dem Hahnenschrei —
 Nur darf vor Mittag heut' der Hahn nicht krähen! —
 Sind sie entzaubert Alle und sie steben
 Im Werktagrock an ihrer Staffeie.
 Ein Malervölkchen hat den Spuk geweckt,
 Aus Gips und Latten, Leinwand, Draht und Kleister
 War die Medusa, die Dich dort erschreckt,
 Und sehr lebendig sind die vielen Geister!
 Du merkst es am Geschrei der armen Seelen,
 Du merkst es auch am Durste ihrer Kehlen!
 Schier ohne Ende quillt vom Fass das Brünnechen,
 Das ihrem Andrang kaum genügen lässt —
 Was sag ich weiter? — Ort der Handlung: München —
 Und diese Hölle — blos ein Künstlerfest!

KNEIP-ZEITUNG





Der Gaukler unserer lieben Frau.

Nach einem alten Stoff, von Anatol France.

I.

Zu König Ludwigs Zeit lebte in Frankreich ein armer, aus Compiègne gebürtiger Gaukler, Namens Barnabé, der von Stadt zu Stadt zog und überall seine Kunststückchen zum Besten gab.

An Jahrmakrtstagen breitete er auf dem öffentlichen Platz einen alten, ganz verschlissenen Teppich aus, und nachdem er die Kinder und Gaffer durch allerlei Scherzreden angezogen, die ihm ein alter Gaukler überliefert hatte und an denen er niemals ein Wörtlein änderte, zwang er seinen Körper in die sonderbarsten Stellungen und liess einen zinnernen Teller auf seiner Nase tanzen. Anfangs betrachtete ihn die Menge mit gleichgültiger Miene; aber wenn er sich dann auf die Hände stellte und mit den Füßen sechs kupferne, im Sonnenlicht glitzernde Kugeln in die Luft warf und wieder aufging, oder gar, sich hintenüberbeugend, bis sein Nacken die Füße berührte, ein vollkommenes Rad aus seinem Körper machte und in dieser Stellung mit zwölf Messern spielte — da lief ein Gemurmel der Bewunderung durch die Zuschauer und es regnete Geldstücke auf seinen Teppich.

Und doch hatte Barnabé die Compiègne, wie Alle, die von ihrer Kunst leben, grosse Mühe, sein Dasein zu fristen. Er verdiente sein Brod buchstäblich im Schweisse seines Angesichts und hatte somit von den Plagen, die der Sünder unseres Urvaters Adam anhaften, seinen gehörigen Theil zu tragen. Ueberdies konnte er nicht einmal arbeiten, so viel er wollte. Um seine schönen Künste zu entfalten, brauchte er Sonnenwärme und Tageslicht, wie der Baum, um Blüten und Früchte zu treiben; im Winter war er nur ein entlaubter, halb abgestorbener Stamm. Die gefrorne Erde war dem Gauklerhandwerk nicht förderlich, und wie das Heimchen, von dem Marie de France erzählt, litt er in der schlechten Jahreszeit unter Hunger und Kälte. Aber da er einfältigen Herzens war, trug er seine Leiden in Geduld.

Er hatte nie über den Ursprung des Reichthums und die Ungleichheit der menschlichen Loose nachgedacht, sondern rechnete fest darauf, dass, wenn diese Welt schlecht sei, die andere unfehlbar um so besser sein müsse, und diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Er machte es nicht wie die Mehrzahl seiner diebischen und ungläubigen Genossen, die ihre Seele dem Teufel verkaufen. Er lästerte niemals den Namen Gottes, führte ein ehrbares Leben, und obwohl er selbst kein Weib hatte, begehrte er doch nie die Frau seines Nächsten: denn das Weib ist die Feindin des Starken, wie aus der Geschichte von Samsen und Delila erhellt, welche uns die heilige Schrift berichtet.

In Wahrheit war sein Geist den Lüsten des Fleisches nicht zugewandt und es wurde ihm leichter, auf die Frauen, als auf den Wein zu verzichten; denn bei aller Mässigkeit liebte er doch nach des Tages Hitze einen guten Trunk. Er war ein rechtschaffener Mann, voll Gottesfurcht, und der heiligen Jungfrau innig ergeben. Wenn er in eine Kirche trat, verfehlte er

niemals, vor dem Bilde der Gottesmutter auf die Kniee zu fallen und also zu beten: »Heilige Jungfrau, behüte mein Leben, bis es Gott gefallen wird, es von mir zu nehmen, und wenn ich dereinst gestorben bin, nimm mich auf in die Freuden des Paradieses«.

II.

Als er nun eines schönen Abends nach einem Regentag trübselig und gebückt fürbass schritt, unterm Arm seine Kugeln und Messer in den Teppich eingewickelt und nach einer Scheune ausschaute, in der er seinen Hunger verschlafen könnte, sah er einen Mönch desselben Weges ziehen und grüßte ihn in aller Ehrerbietung. Indem sie zusammen weiterschritten, knüpften sie alsbald ein Gespräch an.

»Gevatter«, sprach der Mönch, »wie kommt's, dass Ihr ganz grün gekleidet seid? Habt Ihr etwa in einem Mysterium den Narren zu spielen?«

»Keineswegs, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Barnabé. »Wie Ihr mich hier seht, heisse ich Barnabé und bin meines Zeichens ein Gaukler. Es wäre dies der schönste Stand der Welt, wenn man nur dabei satt zu essen hätte.«

»Freund Barnabé«, versetzte der Mönch, »überleget wohl, was Ihr sagt. Es gibt keinen schöneren Stand, als den geistlichen; da preist man Gott, die Jungfrau und die Heiligen, und so ist das Klosterleben dem Herrn ein steter Lobgesang.«



Da erwiderte Barnabé: »Ehrwürdiger Vater, ich bekenne, dass ich thöricht geredet habe. Mein Stand lässt sich dem Eurigen nicht vergleichen, denn wenn es auch verdienstlich ist, beim Tanzen einen Stock mit einem Geldstück zu balanciren, so reich doch dies Verdienst nicht an das Eurige heran. Ich möchte wohl, wie Ihr, ehrwürdiger Vater, Tag für Tag die Messe lesen und besonders das Lob der hl. Jungfrau singen, für die ich eine ganz besondere Verehrung hege. Mit tausend Freuden würde ich auf meine Kunst verzichten, die meinen Namen in mehr als sechshundert Orten, von Soissons bis Beauvais bekannt gemacht hat, um ein klösterliches Leben zu führen.«

Den Mönch rührte die Einfalt des Gauklers, und da es ihm nicht an Menschenkenntnis gebrach, ersah er in Barnabé einen jener Auserwählten, von denen der Herr gesagt hat: »Friede sei mit ihnen auf Erden.« Darum sprach er: »Barnabé, mein Freund, kommt mit mir, und ich will Euch Eintritt verschaffen in das Kloster, dessen Prior ich bin. Der Herr, der die heilige Maria von Egypten durch die Wüste führte, hat mich auf Euren Weg gesandt, auf dass ich Euch den Pfad des Heils weise.«

So kam es, dass Barnabé Mönch ward. In dem Kloster, wo er aufgenommen wurde, weiterteiften die Mönche im Dienste der hl. Jungfrau und jeder suchte ihr zu dienen mit jeglicher Fertigkeit, die ihm Gott verliehen hatte.

Der Prior verfasste Bücher, die nach den Regeln der Scholastik von den Tugenden der Mutter Gottes handelten, und der Bruder Moriz übertrug diese Abhandlungen mit kundiger Hand auf Bogen feinsten Pergaments.

Der Bruder Alexander malte darauf zierliche Miniaturbildchen. Da war zu sehen die Himmelskönigin, auf Salomonis Thron sitzend, zu dessen Füßen vier Löwen Wache



hielten; ihr lichtstrahlendes Haupt umschwebten sieben Tauben, als Sinnbild der sieben Gaben des hl. Geistes, so da sind: die Gabe der Weisheit, des Verstandes, des Rathes, der Stärke, der Wissenschaft, der Frömmigkeit und der Furcht. Ihr zur Seite standen sechs goldhaarige Jungfrauen: Demuth, Klugheit, Einsamkeit, Ehrerbietung, Keuschheit und Gehorsam.

Ihr zu Füßen knieten zwei kleine, nackte, ganz weisse Gestalten mit flehender Geberde: das waren Seelen, die für ihr ewiges Heil eifrig und gewiss nicht umsonst ihre allmächtige Fürsprache erbat.

Auf einem anderen Blatte stellte der Bruder Alexander unsere Mutter Eva dar im Angesicht Mariä, auf dass man zu gleicher Zeit die Sünde und die Erlösung, das gefallene Weib und die verklärte Jungfrau erblicke. In diesem Buch war sonst noch mancherlei zu sehen: so die lebendige Quelle, der Brunnen, die Lilie, der Mond, die Sonne und der verschlossene Garten, von dem der Psalmist singt, das Himmels- thor und die Stadt Gottes und waren das lauter Sinnbilder der heiligen Jungfrau.

Auch der Bruder Marbod war einer von Mariä Lieb- lingen. Ohne Unterlass meisselte er Bilder aus Stein, so dass sein Bart, seine Brauen und sein Haar ganz weiss bestaubt und seine Augen stets geschwollen und thränend waren; aber trotz seiner hohen Jahre war er frohen Muthes und die Himmelskönigin beschützte sichtbarlich den Lebensabend ihres Kindes. Marbod stellte sie auf einem Thron sitzend dar, das Haupt umgeben von einem perlengeschmückten Heiligenschein. Er war sorg- fältig daraufbedacht, dass die Falten des Gewandes ihre Füße bedeckten, eingedenk der Worte des Propheten: »Meine Ge- liebte ist wie ein verschlossener Garten«. — Manchmal trug sie auch die Züge eines anmuthigen Kindes und schien zu sagen: »Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn«.

Es fehlte in dem Kloster auch nicht an Poëten, die in lateinischer Sprache, in Prosa und Dichtung, der gebenedeiten Jungfrau Maria zu Ehren Loblieder verfassten, und es befand sich dortselbst sogar ein Picarde, der die Wunderthaten unserer lieben Frau. in der Sprache des Volkes und in gereimten Versen besang.

III.

Als er eine solche Fülle von Huldigungen und eine so grosse Reihe schöner Werke erschaute, grämte sich Barnabé über seine Einfalt und Unwissenheit. —

»Ach«, seufzte er, wenn er einsam in dem schattenlosen Klostergärtlein umherwandelte, »ich bin recht elend, dass ich nicht wie meine Brüder vermag, die heilige Gottesmutter würdig zu preisen, der mein Herz doch so inniglich zugethan ist! Ach, ich bin ein unbeholfener und ungeschickter Gesell und habe zu Deiner Verherrlichung, o gebenedeite Jungfrau, nichts darzubringen; weder erbauliche Predigten und wohl- geordnete Abhandlungen, noch feine Malereien; weder sorg- fältig gemesselte Bildwerke, noch Verse mit abgezählten Füßen und rhythmisch gemessenem Gang. Ich allein habe Dir nichts zu bieten, nichts!«

So seufzte er und überliess sich der Traurigkeit. Da hörte er eines Abends, als die Brüder sich plaudernd im Garten ergingen, wie einer von ihnen die Geschichte eines Mönches erzählte, der nichts anderes konnte und wusste als das Ave Maria und ob dieser seiner Unwissenheit verachtet war; als er aber gestorben, sprossen aus seinem Munde fünf Rosen hervor, zu Ehren der fünf Buchstaben Mariä, und seine Heiligkeit ward somit offenkundig dargethan.

Als Barnabé dieser Erzählung lauschte, erfüllte ihn die Güte der heiligen Jungfrau auf's Neue mit Bewunderung; aber er fühlte sich nicht getröstet durch das Beispiel dieses glückseligen Todes, denn sein Herz war voll des Eifers und er wollte etwas beitragen zum Ruhme seiner himmlischen Geliebten.

Umsonst sann er auf Mittel und Wege und versank von Tag zu Tag mehr in Betrübniß. Doch eines Morgens erwachte er fröhlich und guter Dinge, lief in die Kapelle und blieb dort allein länger als eine Stunde. Auch nach dem Mittagsmahl be- gab er sich wieder dorthin.

Und so ging er von Stund an täglich in die Kapelle, zur Zeit, da sie verlassen war, und verweilte dort einen grossen Theil der Zeit, welche die andern Mönche den schönen Künsten und sonstigen Arbeiten widmeten. Er war nicht mehr traurig und seufzte nicht mehr.

Ein so sonderbares Gebahren erweckte die Neugier der Mönche und man fragte sich in der Bruderschaft, was wohl die häufige Abwesenheit Barnabé's zu bedeuten habe. Der Prior, der im Verhalten seiner Mönche nicht unbemerkt lassen darf,



beschloss, Barnabé während seiner einsamen Andachten zu beobachten. So ging er denn eines Tages, als dieser sich wie gewöhnlich in der Kapelle eingeschlossen hatte, mit den zwei Aeltesten des Klosters Barnabé nach und spähte durch die Thürspalten, um zu erkunden, was im Innern vorgehe.

Da sahen sie Barnabé vor dem Altar der Jungfrau, den Kopf nach unten, die Füße in der Luft, mit sechs Kupferkugeln und zwölf Messern spielen. Er machte der heiligen Mutter Gottes zu Ehren die Kunststücke, die ihm einst das meiste Lob eingetragen. Die beiden Aeltesten, die nicht verstanden, dass dieser Mensch in seiner Herzeseinfalt sein ganzes Können in den Dienst der heiligen Jungfrau stellte, entsetzten sich über das Sakrilegium.

Der Prior kannte Barnabé's unschuldige Seele, glaubte aber, er habe den Verstand verloren. Sie schickten sich alle Drei an, ihn mit Gewalt aus der Kapelle zu entfernen, — da sahen sie, wie die heilige Jungfrau die Stufen des Altars herabstieg und mit dem Saume ihres blauen Mantels die Schweisstropfen von der Stirne ihres Dieners trocknete.

Da warf sich der Prior auf sein Angesicht nieder und rief aus: »Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!«



Ein Andenken.

Auf die Locken blickt er trübe,
Die durch seine Finger gleiten,
Denkt dabei vergang'ner Liebe,
Sieht ein Bild aus alten Zeiten . . .

... Irrthum war's, als sie sich einten, —
Ach, es war ein langes Ringen,
Beide kämpften, beide weinten,
Bis sie auseinander gingen.

Zur Erinnerung an sein Liebchen
An ihr Schelten, Wüthen, Toben,
Hat der arme Schemel im Stübchen
Seine Haare aufgehoben . . .

IGNAZ PAUER.



Das Strumpfband.

Die Sonne lächelt freundlich auf den Strand,
Behende schlüpft es aus dem Badewagen,
Zwei zarte Füßchen trimpeln durch den Sand,
Wie niedlicher die Erde nie getragen.

Die Wogen suchen schmeichelnd ihre Spur,
Jetzt küsst das Meer das Knie der Strandnagel —
Der ganze Ozean ist ein Strumpfband nur
Für eine holde Mädchenwade!

E. BORMANN.

Stürme.

Schnaubst um'die Fugen, stöhnender Sturm!
Pfeifst in die Luken am Glockenthurm,
Zerrst an Angeln und Läden.
Hebst von den Dächern die Ziegel hinweg,
Rührst die morschen Hütten vom Fleck,
Brichst die Bäume wie Fäden.

Fege nur rein unser Erdenhaus!
Hetze den Wust und die Spreu hinaus,
Nimm', was locker und rissig!
Knicke, was morsch ist und faul und schwach!
Besseres, Kräftiges wächst schon nach —
Sieches ist überflüssig.

Kommen muss öfters über die Welt
So ein Reiner, gottbestellt,
D'rob Kreaturen erzittern;
So eine Pest, die den Tod rings sät,
So ein Krieg, der die Völker mäh't,
Reinigt in Ungewittern.

E. STEMLINGER.



Zur Debatte über das „bürgerliche Gesetzbuch“.

Die Deutschen wollten ein Rechtsbuch han;
Arbeiteten viele Jahre daran,
Und wie es nun endlich fertig wär,
Kommen die ganz Gescheidten daher:
Polen, Dänen und römische Knecht',
Reden gar viel über deutsches Recht.
Jeder schüttelt das weise Haupt,
Hät' es natürlich ganz anders geglaubt.
Aber sollt's doch einmal so sein,
Brächt' man noch gerne für sich was ein.
Rückt an das offene Feuer hin
Alte Töpfe mit listigem Sinn.
Jeder bringt seine Leibspeis' her,
Ob sie nicht aufzuwärmen wär'.
Und dann secundum ordinem
Kommt natürlich das „da ut dem“.
Schaut Euch nur den ehrlichen Mann
Und treuen Vertreter des Volkes an!
Stück für Stück, viel gegen mehr,
Gibt er die Ueberzeugung her.
Feilschend hält er noch an der Thür,
Ist dagegen — und auch dafür!
Wie er die „Stimme“ zu Markte trägt!
Wie er sie frech zu Münze schlägt!
Und dann im tiefsten Brustton spricht
Viele Worte von Ehr und Pflicht!
's ist halt wie immer! Wer's noch nicht weiss:
Angebot bestimnt den Preis!

DR. THOMA



Die inwendig Geflickten fliehen vor der Röntgen-Kamera der „Jugend“.

Ein Zukunfts-Liebeslied.

Du hast die rosigen Lippen
Und Augen wie Sterne, mein Lieb!
Und Rippen hast Du — ach Rippen,
Wie nie sie ein Dichter beschrieb!

An schneeige Blüten erinnern
Die Händchen, so weiss und so fein,
Und alle die Knöchlein im Innern
An gedrechselttes Elfenbein!

Dein Wuchs ist gleich den Zirbeln,
So stolz, so schlank und so schön —
Mit solchen Rückenwirbeln,
Wie könnt' es auch anders gescheh'n!

Mein Herz tobt in stürmischem Pochen,
Durchblitzt Dir der X-Strahl den Leib:
Du hast die entzückendsten Knochen,
Du angebetetes Weib!

J. J. S.



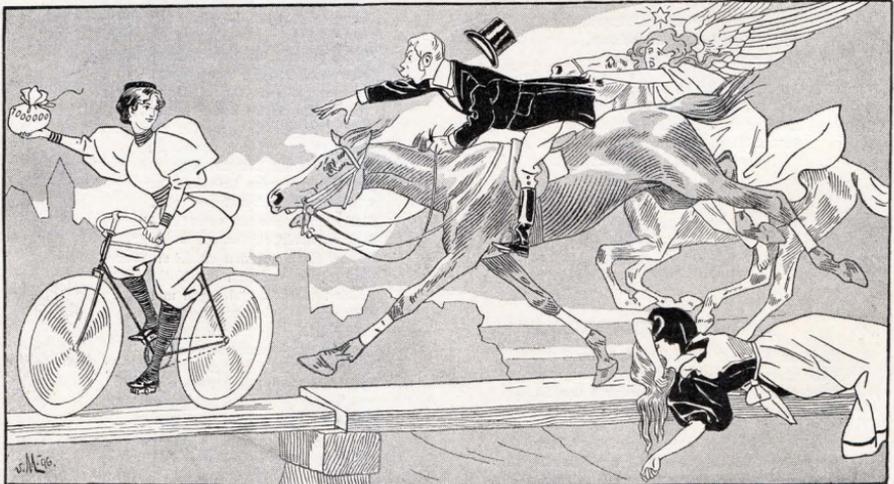
Aus grosser Zeit.

ES machen sich jetzt mit der grossen Zeit — von anno siebzig — die Deutschen breit! Da gibt sich doch bessere Gelegenheit, in dithyrambischen Weisen Heldenthaten zu preisen. Bekanntlich war im siebziger Jahr nur ein einziger Krieg und der deutsche Sieg wird nach einem Vierteljahrhundert noch gefeiert und bewundert. Warum denn immer weiter schweifen und nach Rückwärts greifen! Erst jüngst doch führten drei grosse Nationen, allerdings in heisseren Zonen, gewaltige Kriege und kamen zum Siege.

So haben die Franzosen einen grossen, ruhmreichen Feldzug führen lassen gegen die Madagassen. Die hatten dem Franzmann zwar nichts gethan, doch das geht uns nichts an. Der gallische Hahn hatte Lust, wieder mal zu krähen, darum ist es geschehen. Siegreich und stark drang das Heldencorps bis Atananarivo vor. Stolz blähte sich und fürchterlich die Fahne der wälschen Gesellen auf den Wällen der

Königsstadt. Oh, wie unendlich hat deshalb geschämt sich da die Königin Ranavalona. Es war ein glorreicher Kampf — doch ohne allen Pulverdampf — weil die tapferen Soldaten gar keine Gegner hatten. Mit Speeren und Schilden flohen die nackten Wilden vor dem Lebelgewehr in die Wildniss her. Das war den Tapfern auch lieber. Freilich das Fieber haben Viele gekriegt und das ward nicht besiegt. Dafür ward gebaut eine Strass' gar auf Madagaskar. Die kostete viel Geld und Menschen und deshalb ward vom argwöhnlichen staatsfeindlichen Zeitungsgesindel geschrieben, der ganze Feldzug sei Schwindel. Aber in grosser Freude und Gloria schrie'n die andern Leute Viktoria. Und die Armeelieferanten, welche nach Madagaskar sandten so vortreffliche Karren, freuten sich wie die Narren, denn sie verdienten am End' dreihundert Perzent. Und die Leut' schrien weit und breit: „Ja wir leben in grosser Zeit!“

Aber beinahe doch etwas gewaltiger noch war der Kampf, den die Briten mit den Aschanti's gestritten. Mit furchtbarem Geschrei stürzte der englische Leut, stürzten die rothrückigen Helden sich auf die Schwarz-Gefellten. (Kein Mensch weiss warum, aber irgend etwas nahmen sie krumm.)



Die Jagd nach dem Glück, frei nach Henneberg.

E. v. Meissl.

Die Aschanti's wehrten sich nicht, machten ein langes Gesicht und versammelten ihre Cadaver zu einem Palaver. Aschragu und Crade auf einer Kiste, darin Bisquit einst verschickt war, in einer Schlimmhose, die geflickt war, mit einem Cywinder ohne Krempe, sass König Preme, schmolte und grolle, that aber sonst, was man wollte. Da erhob der englische Leutnant ein grosses Geschrei: „Da seht, die Aschanti e tutti quanti fliehen mit Jammergeheul, zeigen den nördlichen Theil, sobald sie erfahren, wir nahen, die britischen Sieger!“ (Ja, Aschantikrieger sind halt keine Buren!) So verbreitet John Bulls Nation die Civilisation mit Ruhm (und mit Rhum) und mit Feuer und Schwert beim afrikanischen Publikum. Und wer davon hört, ruft weit und breit: „Ja, wir leben in grosser Zeit!“

Auch das italische Heer hat sich mit Lorbeeren schwer beladen in Afrika, in Abyssinien, und man schreit: „Victoria!“ im Schatten der Pinien! Es ging zwar nicht so friedlich und nicht ganz so gemüthlich bei diesem Kampfe zu — o Du böser Menelik Du! — und mancher Erfolg, von dem man gelesen, sieht aus, als wären's Schläge gewesen. Auch ein paar Milliföncchen für die armen Persönchen, die als Geisseln sitzen blieben — so heisst's — musste man schütten. Aber das Volk ging auf den Sumpf und schrie Triumph! — Der Herr Crisp, der kluge Mann, schlägt weiter keine Depechen mehr an. Natürlich bloss, damit der Trubel und Siegesjubiläum nicht in's Ungemessene steigt, hält er's für besser, man schweigt über die weiteren Siege in diesem Kriege. Als jüngst die Nachricht zu melden war, die Helden von Makalle seien raus von der Falle, da raupte Crisp vor Freuden sein Haar (soweit es vorhanden war) und schluchzte voll Jubel, dass Galliano entronnt: „Au weh! Wir haben gewonnen!“

Ja, es ist eine grosse Zeit insonderheit für europäische Waffen, im Lande der Giraffen, in Afrika! So was war noch nicht da, fürwahr: Drei grosse Kriege in einem halben Jahr!

X. V. Z.

Fürst Pelikan.

Beinahe kein Märchen.

Es war einmal ein Fürst, der liebte sein Volk wie ein Vater. Und das wollte etwas heissen in diesem Fall, denn es war gar nicht sein Volk, sondern eine Stamm und Sprache ihm wildfremde Nation. Durch ein Zeitungsinserat hatte diese einen Fürsten gesucht, der „Liebe zu Landeskindern hat“ und da jener Fürst, er hiess Athanasius, gerade nichts zu regieren hatte, nahm er den einträglichen, aber sorgenreichen Posten eines Landesvaters an und wurde Fürst von Chikanien. Er liebte sein Volk bald so sehr, dass er mit Krone und Szepter zu Bette ging und stundenlang in vollem Reichsornat vor dem Spiegel stand. Wenn gerade Unruhen, Mord und Todtschlag im Reiche herrschten, so blieb er ausser Landes, bis Alles vorüber war, dem Volke seinen Vater sicher zu erhalten. Er war ein weiser Fürst.

Aber Eins kränkte ihn schwer. Er hätte sich gerne der Anerkennung der Menschen und namentlich seiner Berufskollegen, der regierenden Fürsten erfreut. Die sahen ihn aber immer als eine Art von Parvenu an und dachten wohl, er sei ein hergelauter Landesherr und gar nicht von Gottes Gnade. Das frass wie ein Geier an seinem

Leben. Besonders war da ein grossmächtiger Nachbar, an dessen breiter Brust er gern sein Fürstenköpflein mit dem kleinzügigen Krönlein geborgen hätte; aber der Nachbar, der Herrscher von Knutolien, wollte nichts von Athanasius wissen, so schön dieser bat und Männchen machte. Endlich aber liess sich der Grosse doch erweichen — aber nur unter einer Bedingung: Athanasius müsse seinen Erstgeborenen, den Prinzen Bibi, in die knutolische Religion umtaufen lassen. Nun war aber Bibi's Papa streng katholisch, er stammt aus einer Familie, die zuzogamen am Busen der Kirche aufgewachsen war. Ihm war es fürchtbar, aus Bibi einen Orthodoxen machen zu sollen und der heilige Vater in Rom zuckte bedenklich mit dem Bannstrahl —



Aber das Wohl des Landes! Und Fürst Athanasius dachte an den Vogel Pelikan, der sich bekanntlich zu Zeiten die eigene Brust zerleierte, um seine Kinder zufrieden zu stellen. So zerleierte der Fürst seine eigene katholische Brust und gab sein Herzblut hin, d. h. er liess den Prinzen Bibi auf knutolisch umtaufen. Zwar mussten sämtliche Windeln des Prinzen frisch eingestickt werden, aber auch dies Opfer brachte der Fürst. Das that er nicht etwa in lächerlicher Eitelkeit, weil er lieber ein regierender, als ein vazierender Fürst sein wollte, sondern er that es nur zum Wohl des Landes. In Chikanien aber war grosser Freudentaumel und der Herrscher von Knutolien schickte zum Taufschmaus einen seiner abgelagerten Siefel. Der ging an der Tafel herum und jeder durfte ihn küssen.

Fürst Athanasius aber hatte von nun an einen mächtigen Freund und konnte auf seine Visitenkarten drucken lassen: Von Gottes Gnade.

So vergingen einige Jahre. Da geriet das Land in neue Schwierigkeiten. Die Hammelernte war schlecht ausgefallen, der Tambour der Leibgarde brauchte eine neue Trommel und der Oberstforstmeister erklärte, er brauche absolut nothwendig ein Dutzend Alfenidölöffel für die Hof-tafel. Es drohte eine Krisis im Lande, Geld musste her um jeden Preis. Der Fürst wendete sich denn an einen reichen Geldmann in Paris, Namens Bär und erbat eine Anleihe. Aber Herr von Bär arbeitete nach berühmten Mustern. Er schrieb zurück, Fürst Athanasius müsse

sich, wenn er das Geld wollte, entschliessen, seinen zweiten Sohn Butzi zu seiner (nämlich des Bär) Religion übertreten zu lassen. Das war eine harte Zumuthung für den frommen Fürsten, der ohnehin schon einen halben Bannstrahl auf dem Rücken hatte. Aber er dachte wieder an den Vogel Pelikan und ritzte, natürlich metaphorisch gesprochen, wiederum seine eigene Brust; er gab nach. Nicht etwa, weil er sich um jeden Preis auf dem wohlgepolsterten Thröncchen erhalten wollte, sondern aus lauter Liebe zu seinem Volke. Prinz Butzi protestirte zwar selbst während der Uebertrittsceremonie mit aller Kraft seiner Lungen, aber es half ihm nichts. Er erhielt den Namen Isaak Abimelech Bärsohn und der Pariser Geldmann, der Pathe war, liess beim Festschmaus grossherzig noch ein Prozent von der Anleihe nach. Das Land war gerettet und das Parlament votirte dem Fürsten einstimmig den Ehrennamen: „der grosse Pelikan“.

Etliche Jahre flossen so in Frieden hin und der Fürst hatte schon ein hübsches Stämmchen von Ersparnissen aus seiner Civilliste in der Bank von England liegen. Da drohten dem Reiche Chikanien neue Verwicklungen, und zwar waren es dieses Mal Grenzstreitigkeiten mit einem benachbarten gross mohammedanischen Reiche. Dem Lande drohte Krieg, aber Fürst Pelikan war durchaus nicht kriegerisch, und um Chikanien die Segnungen des Friedens zu erhalten, war er zu jedem Opfer bereit. Er unterhandelte denn höflich mit dem Khalifen des Nachbarreiches und auch dieser war kein Unmensch. Er versprach, auf alle billigen Forderungen einzugehen (das Wort billigen war in seinem Schreiben zweimal unterstrichen), aber eins machte er zur Bedingung: der Fürst müsse einen Sohn zum Islam übertreten lassen. „Mit Vergnügen“, schrieb der Fürst zurück, „aber ich habe keinen dritten Sohn zu versenden. Meine Gemahlin ist zu Schiff nach Frankreich und nun weiss ich wirklich nicht, wo ich einen jungen Islamcandidaten so schnell hernehmen soll.“ Da schrieb der Khalif zurück: „Wenn Du keinen Sohn hast, muss Du, lieberwer Nachbar, schon selbst so freundlich sein, ein Türke zu werden. Ich kann Dich versichern, es hat auch seine Annehmlichkeiten. Zur Bekräftigungsfeier schicke ich Dir ein halbes Dutzend fescche Cirrassarinen als kleines Scherfflein für Deinen künftigen Harem.“

Da dachte Fürst Athanasius wiederum an die Geschichte vom Pelikan und opferte sich für sein Volk, kaufte sich eine Turban und einen Tschibuk, richtete sich ein Serail ein und wurde ein Muselman.

An die Mächte aber versandte er ein Circular, worin er ankündigte, dass er in Bälde wieder in der Lage sein werde, allen geehrten Aufträgen bezüglich etwaiger Convertirung chikanischer Prinzen im weitesten Umfange gerecht zu werden.

Vorgemerk sind bereits: ein Sohn für die Heilsarmee, einer für die englische Hochkirche, eine Tochter für das Mormonenthum, eine andere für die Herrenhüter, ein Sohn für die Rosenkreuzer (Sar Peladan wird Pathe) und ein Sohn für den Buddhismus.

Und solche Opfer hat Fürst Athanasius von Chikanien dem Wohl seines Volkes gebracht. Verdient er nicht in Wahrheit den Ehrennamen des grossen Pelikan?

KI-KI-KI.

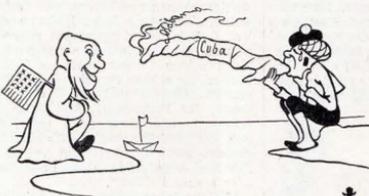
Inseraten-Annahme
durch alle Annoncen-Expeditionen
sowie durch
G. Hirth's Verlag in München
und Leipzig.

JUGEND

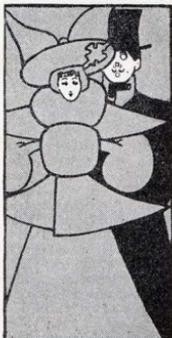
1896
Nr. 8

Insertions-Gebühren
für die
4 gespalt. Colonzelle oder deren
Raum 46 1.—
laut aufliegendem Tarif.

Die JUGEND erscheint allwöchentlich einmal. Bestellungen werden von allen Buch- und Kunsthandlungen, sowie von allen Post-
ämtern und Zeitungs-Expeditionen entgegengenommen. Preis des Quartals (13 Nummern) bei den Postämtern in Deutschland M. 3.—,
Belgien 3 Frs. 61 cts., Dänemark 2 Kronen 69 Oere, Holland 1 fl. 95 ct., Italien 3 Frs. 88 cts., Oesterreich-Ungarn 1 fl. 90 Kr.,
Rumänien 4 Frs. 20 cts., Schweden und Norwegen 2 Kronen 71 Oere, Schweiz 3 Frs. 65 cts., der einzelnen Nummer 30 Pf.



Bruder Jonathan freut sich unsagbar darüber, dass dem
kleinen Spanier seine Cuba-Zigarre zu stark wird — und schief
gewickelt ist sie auch noch!



Teilweise Mondsfinsterniss.
Aus „Scrap“ (London).

Briefkasten.

Das Höllenfest, von dem wir in
dieser Nummer der „Jugend“ in Wort
und Bild Bericht bringen, wurde von
den Studierenden der Münchener Kunst-
akademie am 5. Februar im Saale des
Münchener Kindl-Kellers veranstaltet.
Unser Titelblatt, welches ebenfalls auf das
Höllenfest Bezug hat, stammt von einem
jungen Künstler Namens Lürtzing.
Das bei unserer Concurrenz mit dem
ersten Preise ausgezeichnete Titelblatt
kommt erst in nächster Nummer an die
Reihe. Die obere Zeichnung auf S. 126
ist nach A. Jank's Plakat für die ge-
nannte Kneipe, die unten, nach dem
Titelblatt der dort ausgegebenen Kneip-
zeitung von H. Paul.

Diejenigen unserer Freunde, welche
uns künstlerische Beiträge senden wollen,
ersuchen wir, sich vorher wegen der
Zeichnungstechnik mit uns in's Benehmen
setzen zu wollen, eventuell wäre es uns
(in beiderseitigem Interesse) erwünscht,
zunächst flüchtige Bleistiftskizzen zu er-
halten, um sich, falls Änderungen nöthig
werden, überflüssige Mühe zu sparen.



Das verbotene Buch.

(Pick me up, London.)



Seession München.
Prinzregentenstrasse.

Frühjahrs-Ausstellung
von Mitte März bis Ende April.

Internationale Kunst-Ausstellung
vom 1. Juni bis Ende Oktober d. Js.

Münchener Künstler-Genossenschaft.

Jahres-Ausstellung
von Kunstwerken aller Nationen
im kgl. Glaspalaste
vom 1. Juni bis Ende Oktober 1896.



JULIUS BÖHLER

6 Sofienstr. München Sofienstr. 6
vis-à-vis des Glaspalast-Einganges.

Hof-Antiquar Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
An- und Verkauf werthvoller Antiquitäten und
alter Bilder.

J. DREY JUNIOR

Antiquitäten

Max-Josephstrasse 1/1 St.

neben Hôtel Continental.

Specialität:

Ameublement

des 18ten Jahrhunderts.

Übernahme von

Kunstactionen

je d'art, ganzer Sammlungen sowohl
wie einzelner guter Stücke.

Hugo Helbing, München, Christophstr. 2.

Vom Frühjahr ab eigene,
neuerbaute Oberflächtraume.

Alte Kupferstiche.

Kataloge gratis und franco durch
Hugo Helbing, München,
Christophstr. 2.

Ideen über Zeichenunterricht
u. künstler. Berufsbildung

von GEORG HIRTH. — 4. Aufl.
3 Bg. gr. Okt. Preis 75 Pf.

G. HIRTH's Verlag in München und Leipzig.

Die Freunde und Abonnenten der „Jugend“,
welche die Zeitschrift binden lassen wollen, ersuchen wir
höflichst um sorgfältige Aufbewahrung aller Nummern, da
wir bei der steigenden Nachfrage die Nachlieferung ein-
zelner Nummern nicht garantieren können.

Jedes Semester (26 Nummern) bildet einen
Band. — Besondere Einbanddecken für jeden Band werden
rechtzeitig zu haben sein.